

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 70 (1990)
Heft: 9

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abschied von Feindbildern

Sicherheit zum Nulltarif?

Von Bewegung und fundamentalen Veränderungen, von grossen Herausforderungen und notwendigem Wandel ist derzeit oft die Rede, im Blick auf die internationale Lage ebenso wie auf die hiesige politische Landschaft. Aber von optimistischer Aufbruchstimmung ist manchenorts nicht viel zu spüren. Es scheint, dass viele sich anbahnende Entwicklungen eher als bedrohlich empfunden werden. Risiken und Gefährdungen wirken emotional stärker als Chancen, Zweifel und Ängste verhindern oder verzögern politische Problemlösungen auf allen Stufen.

Das Muster ist vertraut. Schon immer haben die Schweizer Fleiss und Tatkraft mit Vorsicht und Skepsis gepaart und den Optimismus international erfolgreicher Geschäftstüchtigkeit durch einen historisch anerzogenen Pessimismus politischer Selbstbeschränkung und Abschirmung gezügelt. Das Sonderfalldasein wurde durch ein ausgeprägtes Sicherheitsdenken befestigt und bestätigt. Die aussenpolitische Maxime der Neutralität diente innenpolitisch in geradezu irrationaler Überhöhung als Fundament der Landesverteidigung, als ob die Bewahrung der Unabhängigkeit allein nicht genügte.

Bedrohungsempfinden und «Feindbilder»

An der auf Sicherheit eingeschworenen Mentalität hat sich nichts geändert.

Aber das Bedrohungsempfinden hat sich gewandelt. Die Arglist der Zeit wird nicht mehr in erster Linie durch die menschliche, die politische Umwelt verkörpert, gegen die man sich wappnen muss. Die Gefährdung wird vor allem in der zivilisatorischen, technischen und wirtschaftlichen Entwicklung gesehen, die natürliche Lebensgrundlagen zu zerstören droht. Genau genommen heisst das, dass wir uns im Genuss unseres Wohlstandes selbst gefährden, was wir aber nur zu gern irgendwelchen «Mächten» zuschreiben, die uns antreiben.

Wir nehmen Abschied von vertrauten «Feindbildern», dankbar zwar, aber doch nicht ohne Schwierigkeiten, weil die rasche Auflösung einfacher Orientierungsmuster ein weites Feld von Entwicklungslinien und Optionen mit vielen Ungewissheiten geöffnet hat. Um den Begriff «Feindbild» ist es ohnehin nicht schade, denn dieser war stets zu eng und verstellte den Blick auf eine alle denkbaren Hypothesen umfassende Bedrohungsanalyse, wie sie zumindest in den offiziellen Dokumenten der schweizerischen Sicherheitspolitik stets angestrebt wurde. Oft wurden «Feindbilder» auch bloss zur innenpolitischen Polemik verwendet, um auf bequeme Weise gegnerische Einstellungen etikettieren und moralisch abwerten zu können. Die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, dass auch neuartige Bedrohungsformen in ähnlicher Weise auf «Feindbilder» reduziert werden. Auseinandersetzung

gen über ökologische Fragen haben bereits Anzeichen von Glaubenskämpfen zwischen fundamentalistischen Extrempositionen erkennen lassen, die allerdings nicht mehr nach aussen projiziert werden können und darum das innenpolitische Klima nachhaltig zu vergiften drohen.

Irrationale Risikowahrnehmung

Die Veränderung des Bedrohungsempfindens führt zu merkwürdigen Einschätzungen. Der Nuklearkrieg findet — ungeachtet der vorhandenen Potentiale — angeblich nicht mehr statt, weil er nicht mehr stattfinden darf. Die daraus abgeleiteten Horrorszenarien aber werden ohne weiteres auf die zivile Produktion von Nuklearenergie übertragen. «Restrisiken» von Bruchteilen von Promillen verdrängen Risiken politischer, wirtschaftlicher oder letztlich auch militärischer Konflikte oder Krisen, die momentan zumindest in Europa wohl kaum aktuell sind, die in einem Zeithorizont von einigen Jahren und in einem beispielsweise nur um den Nahen Osten erweiterten Raum aber durchaus in Prozenten zu beziffern wären. Derartige hypothetische Berechnungen werden jedoch als zynisch betrachtet und verdrängt. Und die Schäden, die eine hochzivilierte industrielle Wohlstandsgesellschaft täglich in erschreckendem Ausmass tatsächlich produziert und die mehr oder weniger fatalistisch hingenommen werden, werden in diese Relationen schon gar nicht einbezogen. Von einem rationalen «Risikodialog» kann jedenfalls keine Rede sein.

Politisch wirkt sich diese Verweigerung zunehmend fatal aus. Sicherheit wird nur noch stimmungsmässig

erfasst. Die beiden Atominitiativen, über die im September mit ungewissen Aussichten abgestimmt wird, werden zum Plebisitz über einen ebenso symbolischen wie illusionären Ausstieg aus einer angeblichen zivilisatorischen Fehlentwicklung umfunktioniert. Dabei wird der eigentliche Zweck der ungeliebten Technologie, die Sicherung der Energieversorgung, im Wissen um das Funktionieren des internationalen Energieverbundes kaltschnäuzig und vorläufig folgenlos ausgeblendet. Der «Ausstieg» gaukelt Sicherheit zum Nulltarif vor, die darum attraktiv erscheint, weil Konsequenzen — sprich Verzichte oder verordnete Einschränkungen — derzeit nicht absehbar sind.

Sicherheitspolitische Hypothesen

Völlig anders, aber nicht weniger irrational wird in der gegenwärtigen Debatte über eine neue Sicherheitspolitik argumentiert. So notwendig die Überprüfung der Grundlagen nationaler Selbstbehauptung angesichts tiefgreifender Veränderungen des europäischen Umfelds ist, so wenig sind die konstanten Anforderungen an eine strategische Konzeption einer breiten Öffentlichkeit bewusst. Die Diskussion wird zuweilen wie die Fortsetzung des Kampfes für die Abschaffung der Armee mit anderen Mitteln geführt. Sicherheit zum Nulltarif ist auch hier der Köder — allerdings entspringt diese Utopie einer endlich befriedeten Welt einem naiven Zweckoptimismus, der seltsam kontrastiert zu den pessimistischen Visionen des technokratisch-zivilisatorischen Niedergangs

Die Emotionalität der Auseinandersetzungen über sicherheitspolitische Fragen wird freilich auch genährt von

der geradezu neurotischen Fixierung mancher Patrioten auf kaum reflektierte Traditionen unseres Wehrwesens. Die Armee hat unzweifelhaft in der eidgenössischen politischen Kultur stets noch andere Funktionen erfüllt als die bloss militärische. Diese sind nicht zu unterschätzen, dürfen aber einer seriösen konzeptionellen Überprüfung nicht im Wege stehen. So ist beispielsweise die Grösse der Armee — eine nicht mehr ganz unproblematische bisherige Trumpfkarte — keineswegs abhängig von der allgemeinen Wehrpflicht, sondern lediglich von ihrer Dauer. Und das hochgelobte Milizprinzip hat — wie im politischen Bereich — einiges von seinem Glanz verloren durch die Zunahme fragwürdiger Doppelfunktionen in verschiedenen gleichermassen «ernstfallrelevanten» Bereichen. Die Erkenntnis, dass die militärische Landesverteidigung nur ein, wenn auch wichtiges Element einer Selbstbehauptungsstrategie darstellt, ist noch längst nicht mit allen Konsequenzen umgesetzt worden.

Erweiterter Rahmen

Dass nationale Souveränität und Unabhängigkeit des Kleinstaates Schweiz in einem zusammenwachsenden Europa und einer vor allem wirtschaftlich zunehmend interdependenten Welt nicht mehr in den Kategorien des 19. Jahrhunderts definiert und durch Grenzbesetzungen wie in den beiden Weltkriegen behauptet werden können, ist zu einer Binsenwahrheit geworden, die in den bestehenden sicherheitspolitischen Dokumenten und in den darauf basierenden Vorberei-
tungen und Übungen längst ihren Niederschlag gefunden hat. Aussen- und

Wirtschaftspolitik sind für die ihnen in Konflikt- und Krisenfällen zukommende Rolle instrumentiert. Wenn sie in den letzten Jahrzehnten die Bewährungsprobe nicht zu leisten hatten und der grundlegende Wandel sich deshalb im öffentlichen Bewusstsein nicht einprägen konnte, so will dies wohl niemand beklagen.

Das militärische Instrument jedoch ist auch in entspannter Lage stets sichtbar. Sein Beitrag zur Friedenssicherung bestand und besteht in der Aufrechterhaltung einer Bereitschaft auf einem europäisch vergleichbaren Niveau, was in der Sprache der Strategen Dissuasion bewirkt. Dieses Niveau ist nun in Frage gestellt; die Abrüstungsbemühungen werden von der Schweiz mitgetragen, wobei die Unterscheidung von quantitativen und qualitativen Aspekten noch zu erheblichen Problemen führen könnte, wie die gegenwärtig heiss diskutierte Frage einer neuen Kampfflugzeugbeschaffung zeigt. Schliesslich kann man annehmen, dass auch ein stärker integriertes Europa mit einem verkleinerten, aber kollektiv ausgestalteten militärischen Sicherheitsinstrument von der Schweiz einen angemessenen Beitrag fordern wird — in welcher Form auch immer. Auf das erworbene militärische Know-how wird man folglich nicht so bald verzichten können.

Instrument für Krisen und Katastrophen

Meinungsverschiedenheiten auch unter Fachleuten bestehen in der Frage, wie weit der Begriff Sicherheitspolitik gefasst werden soll. Die Differenzen liegen indes weniger in der Sache als in der politisch sensiblen Frage der Kompetenzordnung. Unbestritten ist näm-

lich, dass die Palette existentieller Bedrohungen neben dem militärischen Konfliktpotential auch ökologische Gefährdungen durch Naturgewalten oder zivilisatorische Katastrophen sowie Auswirkungen globaler politischer oder wirtschaftlicher Krisen umfasst. Das Zusammenspiel aller zivilen und militärischen Verantwortungsträger zur Meisterung vielfältiger, sich verbindender und so eskalierender Verbundkrisen hat in den letzten beiden Gesamtverteidigungsübungen denn auch vorrangige Bedeutung erhalten.

Konzeptionell ist das Terrain für eine umfassende Sicherheitspolitik längst vorbereitet. Dass die Führungsaufgabe bei den zivilen Behörden liegt, ist gewiss keine neue Erkenntnis. Noch zuwenig realisiert sind indes die Konsequenzen, die sich aus zeitgemässen nichtkriegerischen Krisen- und Bedrohungsszenarien für die «Ernstfalltauglichkeit» der zivilen Führung, ihrer Instrumente und insbesondere auch der Infrastrukturdienste ergeben. Ähnliches gilt für die Wirtschaft. Hier liegt denn auch der Ansatz, die nach Verfassung nur auf den Wehrdienst bezogenen Verpflichtung des Bürgers zu überprüfen. Die Verkleinerung der Armee, die sich aus mancherlei Gründen aufdrängt, dürfte nicht allein über die Veränderung der Altersstruktur erfolgen, sondern müsste sich vorab an einer funktionsbezogenen Verteilung der personellen Ressourcen auf die Bereiche der Gesamtverteidigung orientieren. Dass damit ein «Zivildienst» als gleichwertiges Element und nicht als Sonderregelung für Militärdienstverweigerer entstünde, könnte unversehens einen Jahrzehntealten politischen Grabenkrieg auf produktive Weise beenden.

Armeereform mit Nebengeräuschen

Es hatte allzu lange gedauert, bis im militärischen Bereich die Diskussion eröffnet wurde. In den zuständigen politischen Kreisen — insbesondere jenen, die sich ihrer kritischen Rolle stets rühmen — gab es während Jahren kaum Ansätze zu einer Überprüfung der gefestigt erscheinenden sicherheitspolitischen Doktrin. Der Anstoss kam schliesslich von den Militärs und wurde vom neuen Departementschef Kaspar Villiger so forciert, dass einer überraschten Öffentlichkeit noch vor dem Abstimmungskampf über die Armeeabschaffungsinitiative die Konturen einer grundlegenden Armeereform präsentiert werden konnten.

Politisch war die präventive Aktion nicht unproblematisch. Sie konnte als verdecktes Zugeständnis verstanden werden. Die Entwicklungen in Osteuropa haben die sachliche Berechtigung des Projekts jedoch bestätigt. Allerdings ist man in der Öffentlichkeit seither nie mehr ganz aus der Defensive herausgekommen. Die verständlichen psychologischen Hemmnisse in einer Zeit der friedenspolitischen Hoffnungen und insbesondere in der von historischer Erfahrung wenig belasteten Generation, die vor allem Militärdienst zu leisten hat, trugen dazu ebenso bei wie die Schwerfälligkeit des militärischen Apparats, der gleichzeitig Kontinuität zu gewährleisten und die Reform vorzubereiten hat.

So bald und so leicht wird die sicherheitspolitische Verunsicherung nicht zu beheben sein. Die vom Bundesrat in absehbarer Zeit zu erwartende grundlegende Lagebeurteilung wird diese Erwartung kaum befriedigen können, da sie wohl dem Bedürfnis nach rationaler Analyse aller denkbaren Bedro-

hungsfaktoren und der sich daraus ergebenden Optionen entsprechen, aber gewiss nicht das emotionale Verlangen nach einfachen, plakativen Handlungsmustern erfüllen kann. Bei der Ausgestaltung und Anpassung des sicherheitspolitischen Instrumentariums für alle Fälle werden sich sowohl im konventionell defensiven und präventiven Bereich wie in bezug auf die realistischen Möglichkeiten ausgreifender internationaler Aktivitäten die politischen Geister nach bekannten Mustern scheiden. Und was die Armee betrifft, so dürften auch kühne konzeptionelle Neuerungen den Widerstand einer verbreiteten hedonistischen

Grundstimmung nur mit Mühe überwinden.

Gefühle der Verunsicherung und das Bedürfnis nach Sicherheit ranken sich derweil um die Früchte eines fast schwindelerregenden Fortschritts. Sollte sich das globale wirtschaftliche oder politische Klima verschlechtern, so würde sich die Szene rasch wandeln. Wir brauchen eine taugliche und zeitgemäße Sicherheitspolitik nicht für die guten, sondern für schlechte Tage. Es gibt keinen Grund, sich in der Erneuerung des dafür benötigten Instrumentariums durch momentane Stimmungen verunsichern zu lassen.

Ulrich Pfister

«Dann kam der Hitler – ich war wieder im Gefängnis (. .) Nicht allein, dass die Verhöre unangenehm waren und unsympathisch, sondern dass sie uns auch nicht lesen lassen. Da kommt der ganze Ungeist dieser nazistischen Diktatur zum Vorschein. Sie haben allerdings, raffiniert wie sie waren, verstanden, dass es eine besondere Qual war, die sie uns so bereiteten.»

Dann wurde ich entlassen und musste das Land verlassen. Es war der Tag von München, ein warmer, sonniger Herbsttag, fast sommerlich. Mein Vater sagte zu mir: 'Du weisst nicht, wann du dir einen Winterrock wirst leisten können in der Emigration. Da hast du einen neuen, den nimm dir mit. Du wirst ihn wahrscheinlich einmal brauchen.' Ich hab' ihn genommen, dann bin ich zu meinem Bücherkasten gegangen und hab' mir ein Buch ausgesucht, das ich in die Tasche des Winterrocks stecken konnte, und das war 'Der Mann ohne Eigenschaften' in der broschierten Ausgabe. Meine Wahl fiel nicht aus Gründen der politischen Überzeugung oder des Prestiges auf dieses Buch – andere Emigranten nahmen sich z. B. die Bibel oder andere kostbare Werke ins Exil mit –, sondern ich hab' es ausgesucht, weil es gerade noch in der Manteltasche Platz gehabt hat.

So bin ich mit einem Buch in die Emigration gegangen, und das war Robert Musils 'Mann ohne Eigenschaften'. Ich habe immer wieder in ihm gelesen, und das war deswegen so wichtig für mich, weil durch das Werk Musils, immer wieder und wo immer ich war, Österreich für mich präsent gewesen ist. Wer nicht in der Emigration war, wer nicht weiß, was es heißt, weg zu sein von zu Hause und nicht zurückkommen zu dürfen, der versteht diesen Eindruck der Präsenz Österreichs nicht, den Musil mir vermittelte.»

Aus der Eröffnungsrede des österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky zum Internationalen Musil-Symposion, 12. bis 14. Mai 1980 in Wien.

Nach dem Zusammenbruch der DDR – deutscher Intellektuellenstreit

Die Polemiken, von denen hier berichtet wird, sind bereits «historisch». Die Länder der DDR treten der Bundesrepublik bei. Was bleibt da vom Streit, im Namen welcher «Errungenschaften» und Lebensformen die DDR – auch gegen den Willen der Mehrheit – als «Unser Land» vor diesem Unheil zu bewahren sei? Aktuell sind der Ton, das Niveau in ihrer Spannweite.

Seither hat ein Streit um Christa Wolf hohe Wellen geworfen. Danach kam die Vermutung, dass der PEN der Bundesrepublik die Mitglieder des DDR-PEN mit einigen Ausnahmen pauschal übernehmen wolle. Seither haben Schriftsteller der DDR wie Helga Königsdorf die oft genug unfreiwillige Auswanderung von Schriftstellern aus der DDR in den Verdacht persönlicher und karrierebedingter Motive gestellt. Wer nicht bis zum letzten in der Hoffnung, die Situation zu verbessern, durchgehalten habe, solle schweigen. Thomas Mann wurde seinerzeit bei seiner Rückkehr mit ähnlichen Argumenten konfrontiert.

Dieser Disput könnte zur Überprüfung der Legende des «Dissidentenbonus» Anlass geben, die längst fällig ist. Ein Roman in «Kürbiskern», eine satirische Reportage in «Transatlantik» waren Beispiele. Suggeriert wird: wer sich als Dissident profiliert, finde im Westen Verlage, hohe Honorare und Ruhm. In Wirklichkeit ist ein «Dissidentenmalus» nachweisbar. Westdeutsche Verlage haben Autoren der DDR, die dort politisch in Verruf kamen, nicht gedruckt, um nicht profitable Arrangements mit DDR-Verlagen zu gefährden. Die «Süddeutsche Zeitung» hat Zeugnisse veröffentlicht. Doch die Schablone: «Ein Dissident – ein Profiteur» ist nicht abgetan. Unter den vielen Schnellschüssen aktualitätsnaher deutscher Taschenbücher wäre eine – auch angesehenen Verlagen unbequeme – Sammlung solcher Fälle nicht überflüssig. Das sind Beispiele von Querelen, die noch nicht ausgestanden sind wie – hoffentlich! – jene um das «Volk» und um die «Utopie».

Von Volk zu Pöbel

Was in Stellungnahmen deutscher Intellektueller den Ausländer überrascht, ist die häufige Schmähung von demonstrierenden oder sonst kollektiv in Erscheinung tretenden Menschen der DDR. Sie wurden gefeiert, als sie riefen: «Wir sind das Volk», aber nicht wenigen zum Gegenstand des Abscheus, als sie riefen: «Wir sind ein Volk», und aus Bechers Hymne skandierten: «Deutschland einig Vaterland».

Eben noch sollte Leipzig zur «Heldenstadt» erhoben werden – nichts in Christoph Heins Prosa liess von ihm so DDR-typisches Pathos erwarten – da wusste Heiner Müller: «Wo in Deutsch-

land Volk ist, ist der Feind nicht weit.» Der Dramatiker wusste freilich auch, dass nunmehr die Schriftsteller, auch selbtkritische und behelligte, als Privilegierte galten, zu jenen Autoritäten gerechnet wurden, die nun stürzten. Da die Schriftsteller nicht mehr in und zwischen den Zeilen die «Stimme der Stummen» waren, ging ihr Wort im Stimmengewirr unter.

Von «Pöbel», von dem sich «echter Adel und linker Geist», abwenden müssten – «vom «Einheitsgeschrei des DDR-Pöbels», der ihn ankotzte –, schrieb Joseph von Westphalen. Erheblich ist in diesem Fall nicht der Autor, sondern der Erscheinungsort: «Die Zeit».

Immerhin fehlt es dem Volk, dem Pöbel, nicht an philologischer Schuhung:

«Durch eine winzige semantische Operation wurde aus dem revolutionären Appell eine nationale Einheitsformel (...) Volkssouveränität regrediert zum Volksgeist», klagt Hauke Brunkhorst («Neue Gesellschaft», April, Berlin 1990), der tautologisch von «identitärem Selbstmissverständnis» redet und meint, der Modus des Zusammenwachsens werde «am besten von den Beamten in Brüssel entschieden».

Schier fassungslos war Stefan Heym angesichts der Gier der Horden. Das sei «Jagd nach dem glitzernden Tinnef. Welche Gesichter, da sie mit kannibalischer Lust in den Grabeltischen, von westlichen Krämern ihnen absichtsvoll in den Weg plaziert, wühlten.»

Ein neuer Abraham a Sancta Clara. Zugleich ein Mauerspringer, der ohne aufgestauten Frust besser weiss, wo und wie man einkauft.

Der Literaturwissenschaftler Tzvetan Todoroff, Franzose bulgarischer Herkunft, erhebt Einspruch:

«Manche deutsche Intellektuelle und Politiker fanden harte Worte an die Adresse ihrer Mitbürger, die sich, als sie es konnten, auf die Läden im Westen stürzten. Glaubten wir jenen, so hätten die Bürgertugenden zu Gunsten der Bananen abgedankt. So können nur solche reden, die nie erfahren oder vergessen haben, welche Demütigung der ständige Mangel bedeutet, das Schlange-stehen, die missmutigen Verkäufer. Die systematische Knappheit an materiellen Gütern ist ein Anschlag auf die Würde des Einzelnen.» («Lettre Internationale», Paris, Sommer 1990.)

Nicht sehr viel feiner als Heym reagierte Walter Jens: «Der CDU-Sekretär

pfeift seine schwarz-weiss-rote Melodie, der Mob fällt ein.» Mag der Mob sich auf semantische Tricks verstehen, die wahre philosophische Bildung des deutschen Idealismus geht ihm ab. In der Absage an den Sozialismus vermisst Walter Jens «die Rücksicht auf den Unterschied von Erscheinung und Wesen, Perversion und Essenz».

In der Bundesrepublik hat das Drängen der Bevölkerung im Osten nach Vereinigung nirgends Jubel ausgelöst. «Nationalistischer Rausch» wurde von Franzosen wie Pascal Bruckner (in «La mélancolie démocratique» 1990) festgestellt, der nicht dabei war. Unvermeidlich hat das Streben nach schneller Einheit im Ausland Bedenken und Sorgen hervorgerufen: doch als unnatürlich, gar als widerlich, wurde es nie bezeichnet.

Auf höherem Niveau der Reflexion warnt Lothar Baier vor dem «Volk» — in «Der Freibeuter» und anderswo. Ihm gilt, wenn ich ihn nicht missverstehe, «Volk», ganz wie Regierung, als ein Wesen, zu dem sich der kritische Intellektuelle «kontrafaktisch» verhalten, gegenüber dem er Distanz wahren soll. Wie Friedrich Schiller findet er «Ver-nunft stets nur bei wen'gen». Da wäre einzuwenden, dass ein kritischer Geist mit einer Regierung je nachdem einverstanden sein kann oder nicht. Das nämliche gilt für den Volkswillen. Es ist nicht Sache des Prinzips, sondern der jeweiligen Prüfung. Kompromiss und Konsens gehören ebenso zur Demokratie wie Widerspruch und Gegnerschaft. Jürgen Habermas warnte einmal im Rückblick vor den Wonnen der Marginalität.

Auf jene «winzige semantische Operation», die aus «populus» Pöbel macht, reagieren in der DDR aufgewachsene

Schriftsteller der jüngeren Generation ganz anders. Uwe Kolbe zum Beispiel:

«Wenn sich die Sprechchöre innerhalb eines Jahres von ‹Wir wollen raus› über ‹Wir bleiben hier› bis zu ‹Deutschland einig Vaterland› wandelten, bedeutet das nicht, dass sich einmal das gute, einmal das böse Volk artikuliert (...) es zeigt verschiedene Schichten des Denkens, die man ernst nehmen sollte, auch wenn sie einem nicht passen.»

(«Mein Deutschland findet sich in keinem Atlas», Frankfurt 1990.)

Monika Maron hat, weil sie der Volksmeinung näher ist als mancher ihrer Kollegen, auf einem Schriftsteller-treffen im Literarischen Kolloquium in Berlin scharfen Widerspruch erfahren. Ihr wurde, so schien mir, die Zensur «falsch erlebt» erteilt, die eine Ostberliner Schülerin — ich danke die Mitteilung Thomas Brasch — auf ihrem Bericht über einen Ausflug fand. Monika Maron wurde gesagt, das hätte sie so nicht schreiben sollen und nicht in gerade diesem Organ. Auch mit dem Wohnort war etwas falsch. In ihrer «Rede über das eigene Land» (Deutschland, 7) hatte Monika Maron sich allerdings deutlich für das Volk und gegen seine Verächter ausgesprochen:

«Das Volk (in der DDR) sollte sich wehren gegen die neuen Ideologen aus den eigenen Reihen, die schon wieder bereit sind, ihm geistige und politische Unreife zu bescheinigen. Noch ist die Frage nicht beantwortet, wie eine Idee, die zum Glück aller erdacht war, sich in das Unglück aller, selbst ihrer getreuesten Anhänger, verkehren konnte.»

Ähnlich Helga Schubert: «Wir sind misstrauisch geworden gegenüber allen mit Macht ausgestatteten Ideologien, die nie funktionierten und deshalb ihr edles

Antiz immer erneut zurechtlügen müssen. Das Volk braucht nicht die heimliche Gewalt prominenter Weltbild-Vorbeter, sondern wird in eigener Selbstbestimmung in freien Wahlen sein Gesellschaftskonzept aus den verschiedenen ihm Angeboteten wählen» («Neue Zeit», 7. Dezember 1989).

Der Aufruf von Schriftstellern und Künstlern der DDR «Für unser Land», mit dem sich westdeutsche und Schweizer Schriftsteller solidarisiert haben, fand kein Verständnis bei Lutz Rathenow, der sein Land als Verfolgung und Maulkorb erfahren hat:

«Wahrscheinlich können sich mehrere Autoren gar nicht vorstellen, wie wütend Leute auf so etwas reagieren (...) Man soll das nicht als Intellektuallenschele bezeichnen. Es zeigt einfach eine Entfernung von Haltungen und Stimmungen an. Es kommt noch dazu, dass manche Schriftsteller hier einen sehr pädagogischen, lehrhaften Ton draufhaben, der sie viel mehr als Opfer und Resultat einer Diktatur ausweist, als sie das wahrhaben wollen. Selbst bei Christa Wolf fiel mir das auf, als sie sagte, das Volk der DDR wäre jetzt unter Entscheidungsstress gesetzt und könnte das nicht so rasch verkraften (...) Das kommt nicht so gut an bei vielen Leuten; die fühlen sich nicht alle als unmündige Kinder, und so mancher sagt: Ich wollte das seit vierzig Jahren, ich durfte es nicht sagen, und wie kommen die jetzt dazu, zu sagen, ich sei nicht mündig?» («Wespennest», 78, Wien 1990).

Theologen in der DDR haben gegen den schnellen Untergang des Staates ihrerseits geltend gemacht, der Bevölkerung solle Zeit zur «Trauerarbeit» gelassen werden. Es geht bei diesem Wort, das so sonderbar Schmerz mit Fleiss verkoppelt, allenfalls um einen

individuellen seelischen Vorgang; er wird da zur Kollektivpflicht erhoben.

Eure Utopie — unsere Ruhe

Niemand, der sich oft äussert, hat immer Unrecht. Die Rede ist wiederum von Stefan Heym. Rückblickend beklagte er am 13. Oktober 1989, dass die Chance der Mauer nicht wahrgenommen wurde.

«Jetzt wäre Zeit und Gelegenheit gewesen, aus dem real existierenden Sozialismus der DDR einen Sozialismus zu machen, dem die Menschen sich zuwenden würden.» Hier verrät Heym — weiss er es? — das Geheimnis der Utopie. Es ist der geschlossene Raum. Wir finden ihn in jeder ausgearbeiteten Utopie, denn ein Experiment braucht Laboratoriumsbedingungen, die unkontrollierbare äussere Einwirkungen ausschliessen. Beglücken und Abschotten sind eins. Thomas Morus, der der Utopie ihren Namen und das Meisterwerk gab, lässt auf jener Insel nur Gruppenreisen zu. *«Streift einer auf eigene Faust ausserhalb seines Bezirkes herum, und wird er ohne obrigkeitlichen Erlaubnisschein angetroffen, so wird er als Ausreisser betrachtet, schmählich zurückgebracht, und hart gezüchtigt. Wagt er dasselbe noch einmal, wird er mit Zwangsarbeit bestraft.»* Heym hatte schon früher recht. Im «Schwarzenberg» schrieb er 1984: *«Der Schrägstich durch Deutschland bleibt eine offene Wunde. Wir können noch so viel Antibiotika darauf streuen, sie wird weiter eitern.»*

Ideologie hat mit Utopie die mangelnde Erfahrungsresistenz gemein. Im Gespräch mit Katja Havemann sagte Bärbel Bohley: *«Wenn mich vieles angezogen hat vom marxistischen Gedan-*

Eine ähnliche Grammatik...

«Es gibt zwei Länder verschiedener Zunge mit ähnlicher Grammatik und ähnlichem Wortschatz.»

Gert Heidenreich, Präsidiumsmitglied des westdeutschen PEN-Zentrums (FAZ, 1. August 1990)

«Professor Schlosser, der schon seit Jahren die ‹DDR-Sprache› analysiert, hat festgestellt, dass nach dem Verfall der ‹offiziellen SED-Sprache› und der verbindlichen parteiamtlichen Sprachregelung die Menschen wieder ein ganz normales Deutsch reden. Das heisst, die vorangegangenen Behauptungen, es gebe zwei deutsche Sprachen und damit zwei deutsche Literaturen, zwei deutsche Kulturen haben sich als eine völlige Fiktion erwiesen.»

Günter Kunert, «Sozialismus und Intellektuelle in der DDR», in: «Politische Studien» (März/April 1990)

kengut, dann war doch im nächsten Moment klar, dass es im tiefsten Kontrast steht zu meiner täglichen wirklichen Erfahrung (...) Und unsere Kinder, die interessieren sich schon gar nicht für diese Gedanken. Für die ist die Wirklichkeit so durchschlagend.» (Vierzig Jahre DDR — Und die Bürger melden sich zu Wort, Berlin 1989.)

Schärfer drückt es Monika Maron aus: *«Wo immer ich sehe, dass einer alten Ideologie frische Schminke aufgelegt wird, um ihren Tod zu maskieren, packt mich das Entsetzen.»* (Rede über das eigene Land.) Irene Böhme, die in der DDR Erfahrungen in der Kultuarbeit gesammelt hat, sieht die Utopie als

im Westen gepflegte Illusion: «*Dort drüben würde eine bessere Welt entstehen (...) auch dafür ist die DDR gut – und man wohnt schliesslich im Westen.*»

Von einer «*Vielfalt unerprobter Möglichkeiten*» schwärmt der Präses der evangelischen Kirche im Rheinland, Peter Baier, der das «*unaufgebbare Humanum*» gegen «*wohlfeile Sozialismusschelte*» in Schutz nimmt. Die kam auf der anderen Seite manchen nicht wohlfeil zu stehen.

Über Utopie als Verehrung des ganz Andern, als westliche Seelenmassage mokierte sich seinerzeit Hans Magnus Enzensberger: «*Es gibt Menschen unter uns – wir kennen sie alle –, die in armen Gesellschaften manches wiederzuentdecken glauben, das wir verloren haben: elementare Erfahrungen, gegenseitige Hilfe, langsame Sonntage, selbstlose Gefühle (...) Gleichheit in gemeinsamer Not (...) Ihre Klagen über ‹Leere› und ‹Sinnlosigkeit› gehen uns schon seit geraumer Zeit auf die Nerven.*» (Politische Brosamen, Frankfurt 1982.)

Der westliche Wunsch nach einer bewahrten DDR irritiert Lutz Rathenow: «*Das Plädoyer für die Eigenstaatlichkeit der DDR gerade auch unter Schriftstellern ist mit unter dem Eindruck entstanden, dass uns in den letzten Jahren ständig auch von Intellektuellen aus der Bundesrepublik gesagt wurde: ihr müsst für die Eigenstaatlichkeit der DDR eintreten, um gegen die politische Rechte aufzutreten. Es gibt ein Beharren auf Eigenstaatlichkeit, das sozusagen gesamtdeutsch motiviert ist.*»

Eine Besonderheit der DDR stellt Rathenow mit Beklemmung fest: «*Dieses Nichtreisenkönnen hat eine ganz spezifische Ausländerfeindlichkeit erzeugt im Land, das im Prinzip keine Ausländer hat. Mangelnde Erfahrung,*

totale Ignoranz machen ein konservatives Potential wirksam» («Wespennest»).

Unter «konservativ» ist hier «reaktionär» zu verstehen.

Zwischen Restbeständen und Möglichkeiten, Nostalgie und Utopie fehlt bloss die Gegenwart. In Westdeutschland kommt etwas dazu. «*Bleibt eurer Idee treu!*» heisst zugleich: «*Bleibt uns vom Leibe!*» So will Michael Rutschky nicht mit einer «*archaischen Erbschaft*» konfrontiert werden. Die gehöre nicht in sein und Harrys Weltbild. «*Als bei den Massendemonstrationen in Leipzig (...) ‹Deutschland einig Vaterland› zur meistgerufenen Parole avancierte, haben Harry und ich und viele von unseresgleichen das als Regression verstanden*» («Merkur», April 1990).

«*Die Deutsche Frage beschäftigt mich nicht*», schreibt auch Hanns Joseph Ortheil: «*Ich möchte vielmehr in die DDR reisen können, wann immer es mir beliebt, und ich möchte sehen, dass die Menschen dort Zustände und Gelegenheiten finden, ebenso ihr Glück zu verwirklichen wie Menschen hier*» («Merkur», September 1989). Mit «reisen» ist die Beweglichkeit der Bundesbürger ausgedrückt, mit «Glück» und «dort» die Sesshaftigkeit des Bewohners der DDR. Für ihn habe «*diese deutsche Frage nie bestanden*», teilt auch Hauke Brunkhorst («Neue Gesellschaft», Juli 1990) mit.

«*Seit ich angefangen habe, mich für Politik zu interessieren, fühle ich mich ganz und gar westdeutsch und sehe heute lediglich, dass diese deutsche Frage gewissermassen von aussen auf einen zukommt und den rheinischen Republikanismus gefährdet.*»

Wer die Probleme aussucht, die ihm genehm sind, statt sich mit denen abzugeben, die von aussen auf ihn zukom-

men, hat noch nicht angefangen, sich für Politik zu interessieren.

Bekanntlich hat die deutsche Linke — aber nicht nur die Linke — den regimkritischen Bewegungen in Osteuropa wenig Sympathie und Verständnis entgegengebracht. Zu den Ausnahmen gehörte *Heinrich Böll. Anne-Marie Le Gloannec* untersucht das im Buch «*La Nation orpheline*» (Paris 1989), das demnächst deutsch erscheint. Die Sozialdemokraten, stellt sie fest, wendeten sich eher an die Regierenden als an die Regierten. «*Egon Bahr fand die härtesten Worte, um Solidarnosc zu verurteilen. Die Polen sollten ihr nationales Interesse, in diesem Fall die Freiheit, auf dem Altar des Friedens opfern, wie die Deutschen ihre nationale Einheit geopfert haben. Erst 1988 geruhte Hans Jochen Vogel, mit einem Vertreter der polnischen Opposition zu sprechen. Die jedoch sahen die Ursachen der Instabilität nicht in den Forderungen der Gesellschaft, sondern in den Regimes, die die Demokratie höhnten*» (zusammengefasstes Zitat).

Die Überlegung, die Egon Bahr am deutlichsten artikuliert hat, verdient, ernstgenommen zu werden, auch wenn wir es nachträglich anders wissen. Gleichgewicht und Symmetrie — so mag sie resümiert werden — waren Bedingung des Friedens. Die Schwächung des andern Blocks hätte eine neue Unsicherheit bewirkt und mochte den Frieden gefährden, dem die Oppositionellen eben nicht dienten. Je sicherer die Regierungen, desto beweglicher konnten sie aussenpolitisch sein.

Dieser Gedanke hatte seine Logik, doch die Durchführung war von einer unnötig eisernen Konsequenz ohne

jede Elastizität. Linke Parteien anderer Länder sind zweigleisig gefahren, hielten Kontakt mit der Regierung und mit der Opposition. Wie eigenartig, dass heute in der Bundesrepublik Jaruselski immer noch mehr Bewunderer findet als die Vertreter der basisdemokratischen Bewegung, die den «Kriegszustand» geschwächt, aber intakt überstanden hat!

Mussten Schriftsteller sich zu Werkzeugen dieser Diplomatie hergeben? *Günter Grass* hat sich einst beispielhaft gegen diese Konzeption gewendet, als er eine Einladung des deutschen Botschafters in Moskau absagte. *Friedrich Christian Delius* schreibt den Schriftstellern der Bundesrepublik besondere Verdienste zu. Sie hätten «*ihr grösstes Opfer der Solidarnosc-Bewegung gebracht, ihr Zuliebe ihren starken Verband VS geschwächt*».

Da stimmt nichts. Es ging um die Auflösung des polnischen Schriftsterverbandes und die behördliche Gründung eines neuen Verbandes, von dem sich die Schriftsteller fernhielten. Mit ihrem Protest fanden sich etliche Autoren und die Berliner Gruppe in Gegensatz zum Vorstand, sie zogen die Konsequenz, nicht den Polen, sondern ihrem Verständnis von Freiheit zuliebe.

Wie es zwei polnische Verbände gab, gab es auch zweierlei Schriftsteller der Bundesrepublik. Die einen protestierten, die anderen nicht. Den letzteren kam es nicht auf die viel beschworene «*Utopie*» an, nicht auf die «*noch auszuschöpfenden Möglichkeiten*», sondern auf die Unterstützung jenes real existierenden Sozialismus, der inzwischen real zusammengebrochen ist.

François Bondy

«Gefährlich mit Worten und mit Fäusten»

*Versuch über das Gottfried Keller-Kolloquium vom 13./14. Juli 1990
an der Universität Zürich*

Den Höhepunkt und Abschluss einer Fülle von Gottfried Keller gewidmeten Veranstaltungen im Rahmen der diesjährigen Zürcher Junifestwochen bildete das internationale Kolloquium, an dem zehn Universitätsprofessoren aus England, Deutschland, den Vereinigten Staaten und der Schweiz zu Worte kamen und das nach Absicht des Veranstalters, *Hans Wysling* von der Universität Zürich, unter der Frage stehen sollte: «*Was interessiert heute an Gottfried Keller?*»

Die Vortragsreihe würde also, so die Erwartung des Fachpublikums, Gelegenheit geben, sich einen Überblick über den aktuellen Stand der Keller-Forschung zu verschaffen. Man darf feststellen, dass diese Erwartung erfüllt worden ist. Die Referate leuchteten, jedes in seiner Art, wesentliche Bereiche des Kellerschen Kosmos aus, so dass es reizt, die Beiträge nicht nur vorzustellen, sondern auch in ihren Verknüpfungen und Unvereinbarkeiten aufzuzeigen, ja, eine Zusammenschau im Sinne der übergeordneten Fragestellung zu wagen.

Freilich muss das ausdrücklich als Versuch bezeichnet werden, denn die Vorträge lagen nicht in schriftlicher Form vor — sie werden zu einem späteren Zeitpunkt in Buchform erscheinen —, und ihre didaktisch unterschiedlich geschickte Darbietung war nicht in jedem Fall geeignet, das Verstehen zu erleichtern. Der Leser wird die nachstehenden, einigermassen freien Ausführungen also nicht ohne weiteres den Referenten, sondern allenfalls der

begrenzten Kompetenz des Berichterstatters anlasten.

Wenn es erlaubt ist, unter solchem Vorbehalt eine Antwort auf die Frage: «Was interessiert heute an Keller?» zu geben, so darf man zunächst feststellen, dass die altmodische, auf weltanschauliche Inhalte zielende Beschreibung von Kellers Leben und Werk (fast) ganz der Vergangenheit angehört. Verblasst ist aber auch die Attraktivität der psychoanalytischen Methode, die mit der Keller-Monographie von Adolf Musch (1977) die Forschung herausgefordert und angeregt hat.

Ein lustiges Beispiel dafür lieferte *Peter von Matt*, indem er — durchaus im Interesse seines eigenen Referats «*Gottfried Keller und der brachiale Zweikampf*» — dem Gerücht von Kellers «Zwergengestalt» zu Leibe rückte. Sein Reisepass weist den Dichter mit 162 cm aus, und selbst wenn man da noch einige Zentimeter abstreicht, liegt das nicht stark unter dem damaligen Mittel von 163,3 cm (heute beträgt die Durchschnittsgrösse gute 10 cm mehr!). Damit wird dann aber auch die Hypothese einer psychisch bedingten Wachstumsstörung und Flucht in die Zwergengestalt als einer «Schutzhaltung gegen den Trieb» hinfällig.

So sind manche dieser psychoanalytischen Seifenblasen zerstoben, aber ohne die besondere Aufmerksamkeit für die seelischen Bedingtheiten von Leben und Werk wären der Forschung gewiss auch wertvolle Einsichten verborgen geblieben. Mir scheint, der Punkt ist heute erreicht, der es erlauben

würde, nach den allzusehr im beschau-lich-bürgerlichen Seinsverständnis wur-zelnden Gesamtdarstellungen, etwa von Guggenheim und Wiesmann, und den doch offensichtlich auf psychoanalytische Effekte zielenden Monogra-phen von Muschg und Kaiser, an Kellers Werk eine Sicht anzulegen, welche es in seiner einzigartigen künstlerischen Gestalt ebenso wie in seiner absolut konsequenten zeitgeschichtlichen Ver-wandlung begreifbar macht.

*

Gottfried Keller im Kontext der europäischen Literatur

Der erste Programmteil des Kollo-quiums wurde von fünf nichtschweize-rischen Forschern bestritten. In dieser Anlage verbarg sich wohl die Erwartung, von aussen her ein von Voreinge-nommenheiten freieres und möglicher-weise gültigeres Bild zu erhalten, typisch für unser Verhältnis zu diesem Dichter, den wir zu lange national ver-harmlost, vielleicht aber auch in seiner übernationalen Bedeutung un-ter-schätzt haben.

Es ist wohl kein Zufall, dass drei die-ser nichtschweizerischen Referenten sich mit Kellers Stellung im Kontext der europäischen Literatur befasst haben. So *Martin Swales* vom University Col-lege in London, welcher in seinem Vor-trag «Das realistische Reflexionsniveau: Bemerkungen zu Gottfried Kellers *Der grüne Heinrich*» den Versuch machte, den «Grünen Heinrich» als Paradebeispiel für den Roman des europäischen Realismus darzustellen. Er sieht ihn als Bildungsroman in dem Sinn, als dieser der Entwicklung und Erweiterung des Ich, der Erschliessung des psychischen und geistigen Innenlebens dient, gemäss Schopenhauers Wort: «Ein

Roman wird desto höherer und edlerer Art sein, je mehr inneres und je weniger äusseres Leben er darstellt.» Der reali-stische Bildungsroman schildert aber auch den dauernden Prozess der Des-illusionierung und Anpassung an die gesellschaftlichen Bedingungen.

Swales stellt dar, wie Keller, indem er erzählt, diesen Prozess gleichzeitig reflektiert und so drei wesentliche Cha-rakteristika des realistischen Romans bewusst macht: die Thematisierung der ökonomischen Bedingungen künstleri-scher Produktion, die Reflexion der gesellschaftlichen Seinsweise und das Aufdecken der existentiellen Spannung zwischen Geist und Materie.

Kellers Erzählweise ist dadurch gekennzeichnet, dass der Ebene der Fiktion, des erlebenden Ich, immer die Reflexionsebene überlagert ist, gleich-zeitig aber auch der Leser in den Gestaltungsprozess einbezogen wird. So entsteht eine vielseitig differenzierte Wahrnehmung, eine vielfältige Bre-chung des Geschehens, wie sie — so Swales — im europäischen Realismus einmalig ist: eine nie und nimmer «naive» realistische Darstellung, son-dern ein faszinierendes Wechselspiel von Subjektivität und Objektivität. Zu dieser Diagnose von Kellers Erzählstil lieferte auch *Hartmut Laufhütte*, Uni-versität Passau, in «*Ein Seldwyler in Münsterburg. Gottfried Kellers „Martin Salander“ und die Deutungstradition*» interessante Aufschlüsse. Der Haupt-akzent seiner Darlegungen lag in der Analyse von Kellers Umgang mit sei-nem alter ego aus vergangener Zeit, dem Martin Salander, Träger der Uto-pien seiner Jugendjahre. Laufhütte zeigte überzeugend auf, wie der Dichter diese Figur in verschiedensten Deu-tungsperspektiven reflektiert und ironi-

siert. Beispielsweise gleich zu Beginn, wie der Heimkehrer selbstgefällig das verwandelte Münsterburg durchschreitet, in der Reisetasche die Papiere, die sich dann als völlig wertlos erweisen werden, wie er Wohlwend aufsucht, bevor er zu seiner Familie heimkehrt, und sich einen Aufenthalt im Wirtshaus gönnt, dabei aber seinen eigenen Sohn, der auf ihn wartet, nicht erkennt. Martin Salander, ein den Idealen einer vergangenen Zeit verhafteter Narr, muss durch Verirrungen und Enttäuschungen hindurch, bis er schliesslich ein sieht, dass es gilt, von der jungen Generation zu lernen und sein Weltbild einer veränderten Wirklichkeit anzupassen.

Wie Keller das Geschehen im raffinierten Spiel der verschiedenen Perspektiven (Salanders, seiner Frau Marie, Möni Wigharts, als des Vertreters des Volkes, und Arnolds) reflektiert, auch vieldeutig macht und ihm zeitgeschichtliche Relevanz gibt, ist ein Prozess von höchstem intellektuellem Reiz. Dass darin ein Ethos lebendig ist, welches tief in Kellers Naturverständnis wurzelt, wie *Richard Ruppel*, University of Wisconsin, in seinem Vortrag über «*Gottfried Kellers Ethik im Zusammenhang mit ästhetischen, religiösen und historischen Aspekten seiner Kunst*» ausführt, gehört mit in die Charakteristik des realistischen Romans, so wie Swales ihn sieht, neben der Redundanz, der «Überschüssigkeit», der Welthaltigkeit, wie sie in der Formel vom «goldenem Überfluss der Welt» unverwechselbar zum Ausdruck kommt und auch für «Martin Salander» Gültigkeit hat, trotz der zeitbedingten Verdüsterung.

In schlüssigem Zusammenhang mit diesen Ausführungen standen die Überlegungen von *Hartmut Steinecke*,

Universität-Gesamthochschule Paderborn: «*Kellers Romane und Romanvorstellungen im europäischen Kontext*». Er geht von Thomas Manns Essay «Die Kunst des Romans» (1940) aus, in welchem der Roman des Realismus als die beherrschende Kunstform nach der Goethezeit bezeichnet wird. Thomas Mann nennt als sein Charakteristikum die Bürgerlichkeit, den «eingeborenen Demokratismus», welcher ihn geeignet erscheinen lasse, das «moderne Leben mit seiner psychologischen und sozialen Passion» zum Ausdruck zu bringen. Nur gerade den «*Wilhelm Meister*» und den «*Grünen Heinrich*», später auch Fontanes «*Effi Briest*» sieht er in die Höhe der grossen europäischen Leistungen dieser Gattung emporragen: zu Dickens, Balzac, Proust, Zola, Flaubert, Tolstoi, Dostojewski.

Wenn es so wäre, was ist denn bei Keller schweizerisch und was europäisch? Steinecke weist nach, dass Keller selber darin keinen Gegensatz gesehen hat. Eigenständigkeit, das ist Patriotismus und Kosmopolitismus zugleich. Äusserungen zur Form des Romans gibt es bei Keller erst im Zusammenhang mit der Umarbeitung des «*Grünen Heinrich*». In der Berliner Zeit befasste er sich zwar sehr intensiv mit der Form des Dramas — und sein Freund Hermann Hettner hat ja auch manche seiner Äusserungen in sein Werk über das deutsche Drama aufgenommen —, aber sein «trauriger kleiner Künstlerroman» nach romantischem Zuschnitt wuchs ihm eben gegen seine Absicht zu einer breiten Darstellung im Stil des poetischen Realismus aus. Die leidige «Strickstrumpfform» war eine Folge der mühseligen Produktionsweise.

Später entwickelt Keller dann theoretische Überlegungen, so, wenn er an

Paul Nerrlich schreibt (28. Februar 1881):

«Der hohe Rang, welchen Sie meinem Buche anweisen, ist schon darum unmöglich, weil die autobiographische Form zu unpoetisch ist und die souveräne Reinheit und Objektivität der wahren Dichtersprache ausschliesst.»

Oder an Storm (25. Juni 1878):

«Das Problem all dieses (Heinrichs) Misslingens wird klarer und ausdrücklicher motiviert als eine psychologisch-soziale Frage.»

Erst durch die Umarbeitung rückt Kellers Roman in den Kontext jener Kriterien, welche für Thomas Mann den europäischen Charakter ausmachen: Objektivität, Gesellschaftsbezug, Totalität. Steinecke sieht auch den «Martin Salander» — vielleicht zu häufig als «bloss» schweizerisch verstanden — in diesem übernationalen Zusammenhang. Es handelt sich dabei nicht mehr um einen Roman des poetischen Realismus, auch nicht um einen Zeitroman, wie etwa Gustav Freytags «Soll und Haben» ihn darstellt, sondern um ein Werk, welches zwar eine spezifisch schweizerische Problematik widerspiegelt, aber in einer Weise, die Allgemeingültigkeit beanspruchen darf. Keller selber hat sein Buch auch durchaus so verstanden, wenn er in einem Entwurf zu einem Vorwort schreibt:

«Es scheint jetzt eine Zeit zu sein, in der alle Nationen, grosse und kleine, eine Art Romanbekenntnisse ablegen, in denen sie ihre Schäden beklagen, Überhebungen und Verirrungen abbüssen und Besserungsrezepte austauschen (...) Auch vorliegender kleiner Roman stellt sich in diesem Sinne an die Heerstrasse und ohne andern Anspruch, als in das allgemeine «es ist bei uns wie überall» als

umgekehrtes «c'est partout comme chez nous» einzustimmen.»

Lukács hat den realistischen Roman als Darstellung eines Zeitalters verstanden, dem der Sinn des Lebens zum Problem geworden ist, als eine Kunstform, welche versucht, die verborgene Totalität des Lebens aufzudecken, und die Objektivität erlangt, indem moderne Subjektivität sich ironisch aufhebt. Das scheint mir auch für den «Martin Salander» zutreffend zu sein.

Steinecke sieht dieses Werk am Ende von Entwicklungen in der Möglichkeit realistischen Schreibens. Seiner Ansicht nach führen von Keller aus nur wenige Verbindungslinien in die Moderne — obwohl er in Bossard, Schaffner, Inglin und auch in Walser seine Nachfahren gehabt hat. Dieser Aspekt müsste einmal genauer erforscht werden.

*

Steineckes Verständnis deckt sich in dieser Beziehung mit demjenigen von Gerhard Kaiser, Albert-Ludwig-Universität, Freiburg im Breisgau, der in «Grüne Heinrich — ein epochaler Typus», dieser Figur eine beträchtliche zeitgeschichtliche Bedeutung zuspricht, sie aber auch auf ihre Epoche beschränkt sieht.

Kaiser reisst den zeitgeschichtlichen Horizont kühn auf, indem er auf Goethes «Faust» zurückgreift und dessen Natursehnsucht («Wo fass ich dich, unendliche Natur!») mit Heinrichs «Gang zur Mutter Natur» in Beziehung setzt, dann aber nachweist, wie Faust, im Gegensatz zu Heinrich, in der Natur keine Geborgenheit findet («Du gleichst dem Geist, den du begreifst! Nicht mir»). Natur bleibt für Faust Utopie. In einer Zeit, in der der Mensch beginnt, seine

Macht über die Natur auszuüben, Natur als Rohstoff zu verschleissen — Kaiser weist auf die Parkanlagen der Feudalzeit und auf die Erfindung der Dampfmaschine durch James Watt (1765!) hin —, zeichnet Goethe seinen Faust als naturzerstörerisch, als Diener des Kaisers, den der Papiergelezauber zum Beherrschter der Naturbereiche macht. Der Machbarkeitswahn führt zur Schaffung «künstlicher» Natur, indem Faust dem Meere Land abgewinnt. Das Verbrechen an Philemon und Baucis kennzeichnet die system-immanente Gewalt. Bis der von der Sorge geblendet Faust, bereit, um der Zukunft willen die Gegenwart zu opfern, schliesslich der Selbsttäuschung zum Opfer fällt.

Vor diesem weitgespannten geistesgeschichtlichen Ansatz, den Kaiser bis in die Gegenwart führt, zu den technischen Möglichkeiten der Kernenergie, der Umweltzerstörung und der Notwendigkeit, Natur künstlich wiederherzustellen (vom grünen Heinrich zu den Grünen), nimmt sich Kellers Zeitdarstellung wie ein Rückfall in die Vergangenheit aus. Aber im Gegensatz zu andern Erzählern dieser Epoche (Storm, Stifter) erlebt Keller die individuellen psychologischen Labyrinthe seiner Zeitsituation mit. Alle Positionen von Goethes Faustdichtung erscheinen bei ihm in zeitgemässer Verwandlung. Doch was Goethe in prophetischem Zugriff darstellt, bleibt Keller — so sieht es Kaiser — undurchschaubar. Faust ist das Opfer seiner Taten, Heinrich das seiner Bedingungen. Faust hat eine Zukunft, aber keine Herkunft, Heinrich hingegen spricht sich eine Herkunft, aber keine Zukunft zu. Dieses Eingebundensein in die Konstellation der Kleinfamilie und ihr gesellschaftliches Umfeld — was beides

auch bei Goethe seinen Ort hat, vgl. «Hermann und Dorothea» oder auch Fausts Zerstörung der Familie Gretschens — macht das eigentliche Lebensdrama Gottfried Kellers aus. In der Sicht Kaisers fügen sich seine psychischen Deformationen und die entsprechenden gesellschaftlichen Repressionen in einen grossen geschichtlichen Zusammenhang ein: Der Vater, der sich in seiner sozial und ökonomisch geprägten Rolle aufreibt, die Mutter zurückgebunden auf ihre «natürliche» Aufgabe, und die «von der Mutter offen gehaltene Vaterlosigkeit» als Entschuldigung für das Versagen des Sohnes. Eine «vaterlose Gesellschaft» (Mitscherlich) also! Dazu eine Mutterbindung, in der das ganze Unbehagen in der Zivilisation, die ganze Angst vor den Anforderungen der Gesellschaft, die Sehnsucht zurück in eine paradiesische Kinderzeit, die Liebe zur Natur ihre Zuflucht und Heimat findet. Für Faust mündet das Dasein in die Entelechie, Heinrich aber vereinigt sich mit der Mutter im Grab. Nur das «frische und grüne Gras» wächst weiter.

Da ist der Punkt, wo Kaisers Deutung meines Erachtens kurzschiessst und den philosophischen, seit Feuerbach voll bewussten Charakter von Kellers Seinsverständnis übersieht. Es ist nicht so, dass der Dichter die Entwicklungen, welche das Menschenbild der Goethezeit — den freien Menschen in der von Liebe erfüllten Gemeinschaft — zu gefährden begannen, nicht erkannt hätte, im Gegenteil, er hat sie immer wieder dargestellt. So im Exkurs über die «Revalenta arabica», ein damals gross angepriesenes Kraftmittel, mit dem Schwindler ein Riesengeschäft machten — Analogie zum Papiergelezauber in «Faust» —, so in der Schilderung der Überhandnahme

von Eigen- und Geltungssucht in der Politik, auch im resignativen Sich-Schicken in den Lauf der Welt und den Genuss des vergänglichen Augenblicks (Hulda-Episode), schliesslich in der Darstellung sinnentleerter «künstlerischer» Tätigkeit während des Münchner Aufenthalts.

Ja, der grüne Heinrich ist ein an die Epoche gebunder Typ, sein Autor ragte aber ebenso über seine Zeit hinaus wie Goethe, der ja mit seiner Existenz den Utopien seines Faust auch nichts entgegensetzen konnte. Gerhard Kaiser zieht den Bogen seiner Betrachtungen bis zu Ibsens «Peer Gynt» weiter, dem schliesslich das rauschhafte Erleben des Individuums zum höchsten Wert wird: Beispiel des modernen Egoisten. Alle grünen Heinrichs sind Bürger. Aber Keller hat eine Bürgerlichkeit gezeichnet und gelebt, die auch heute noch zum Vorbild dienen könnte.

*

Seelische und mythische Wurzeln von Kellers Kunst

In eher überraschendem Gegensatz zum verwegenen Entwurf Gerhard Kaisers stand der Vortrag von Adolf Muschg, ETH Zürich, der mit seinen Ausführungen zum Thema «Verstümpter Klang, Bemerkungen zu Kellers Lyrik», sozusagen bei sich zuhause blieb. Er ging von dem bekannten Gedicht aus, das mit den Versen beginnt:

*«Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn, ...»*

Es wird darin die Sehnsucht zurück ins Paradies der Kindheit zum Ausdruck gebracht, bis der reine Klang bricht und das Gedicht sich selbst dementiert,

indem es die Sehnsuchtsvision zur Träumerei erklärt:

*«Träumerei! Was sollten Jene hoffen,
Die nicht sahn der Jugend Lieblichkeit,
Die ein unnatürlich Los getroffen,
Frucht zu bringen ohne Blütenzeit?»*

In der Verbindung von Jugendsehnsucht und zukunftsorientierter Selbstbehauptung, von emotionalen und rationalen Elementen, wird Kellers Seelenlage in der Zeit nach München spürbar. Muschg geht dem in einer feinsinnigen Analyse nach und findet in dem mehrteiligen Gedicht «Eine Nacht» (1843) ein Dokument, welches aufschlussreich vergegenwärtigt, was den Dichter in dieser Zeit beschäftigt und ängstigt: Er sieht sich im Traum als Greis auf der Schulbank, «puer senex», welcher nichts gelernt hat als die Unwiederbringlichkeit, er sieht auch seine Gegenfigur, dem das Glück in den Schoss fällt — Claudio, den Tor des jungen Hofmannsthal —, malt selbstquälerisch sein Leiden aus, behauptet sich aber doch trotzig in seinem Unglück.

*«Indessen war es rauhe Winterszeit
Geworden rings umher; der Sonne Glut
War ausgelöscht und Dunkel weit und
breit.
Doch in mir war ein heller Tag erwacht;
Ich sprang empor in frischer Fröhlichkeit;
Wie Morgenrot, vom Ostwind angefacht,
Wie einen taubesprengten Blütenkranz
Trug ich mein Unglück singend durch die
Nacht
Und reiht' mich in des Lebens wilden
Tanz!»*

Kellers dichterisches Schaffen ebenso wie seine bürgerliche Tätigkeit erwächst aus Abgründen. Beides ist Kompensationsarbeit, «Straf»arbeit. Heinrich zahlt für das veruntreute Leben mit seinem Tod, später mit seinem Dienst an der Gemeinschaft. Sein

Autor zahlt mit dem Verzicht auf Glück und der Selbstbehauptung in einer entfremdeten Gegenwart. Er lebt eine bürgerliche Existenz. Die Weisheit, mit der der Dichter der Gemeinschaft zum Leben hilft, stammt aber aus einer Unterwelt.

*«In den Waldeskronen meines Lebens / Atme fort, du kühles Morgenwehn! / Heiter leuchte, Frühstern guten Strebens, / Lass mich treu in deinem Scheine gehn!»
 Rankend Immergrün
 Soll meinen Stab umblühn,
 Nur noch Ein Mal will ich rückwärts
 sehn!»*

Das ist die Urgebärde Gottfried Kellers: der toten Liebe treu sein, jetzt, wo die Lebensarbeit an der Kunst und an der Gemeinschaft beginnt.

*

Nicht nur Rückwärtssehn, sondern Heimkehr ist nach Hans Wysling, Universität Zürich, in seinem Referat «Das «Fabelhafte» in Kellers Werk» die zentrale Fabel Kellers. «Vielleicht hat er nie etwas anderes erzählt.» Und tatsächlich: indem der Blick für dieses Motiv wach wird, erschliessen sich vielfältige Bezüge: Die Heimkehr zur Mutter, im «Grünen Heinrich» und in «Pankraz», die Heimkehr in die Heimat auch, an den Ort, wo jemand auf einen wartet, wo man sich geliebt weiss. Heinrichs Lebensfahrt wird so zur Odyssee, die Mutter zu Penelope. Dem Autor war diese Analogie bewusst, als er Heinrich auf dem Grafenschloss Dörthen Schöpfund, seiner «Nausikaa», begegnen liess.

Wysling spricht von der «Muttergebeten» und davon, dass die Vereinigung mit ihr erst unter dem grünen Rasen stattfinde (eine eher peinliche Assoziation, die auch von Kaiser ver-

wendet wird: bei ihm ist Anna die «Schwestergeliebte», Judith die «Muttergebeten»). Mir scheint, dass solche Begriffe die lebendigen Gestalten auf einen einzigen, psychoanalytisch möglicherweise interessanten Aspekt verengen, ganz im Gegensatz zu den archetypischen Bildern, wie sie Odysseus oder eben Penelope darstellen.

Keller war sich dessen bewusst, dass die Nähe zu solchen Vorstellungen seine Figuren vertieft, und Wysling weist überzeugend nach, wie vielfältig er solche Anspielungen verwendet hat, besser: wie lebendig ihm diese «alten Fabeln» waren. Im Eingang von «Romeo und Julia auf dem Dorfe» spricht er ja auch ausdrücklich davon. Die Bezüge auf Cid, Robinson, Manfred und andere Gestalten hat Keller in der zweiten Fassung des Romans als Ausdruck «verwünschter Autodidakterei» getilgt. Aber es ist dennoch deutlich, dass gerade sie seinen eindrücklichsten Figuren, wie Anna und Judith, einen besonderen Reiz und Glanz verleihen.

Nicht immer endet die Odyssee mit der glücklichen («Pankraz») oder unglücklichen («Der grüne Heinrich») Heimkehr in das Paradies der Jugend. Sie kann auch zur Einkehr führen, zur Glückserfüllung, wie im «Sinngedicht». In einer solchen Interpretation zeichnet Wysling den Aufbruch Reinharts aus seiner Studierstube in die Welt und seine erste Begegnung mit Lucie nach. Die Szene auf der Lichtung am Brunnen erinnert an Galathea auf dem Muschelwagen, an die Begegnung von Jakob und Rahel. Der Dichter entwickelt einen Bildzauber von so betörender Magie, dass die Szene einen Augenblick wie erstarrt. Das Lebendige ist in die Kunst entrückt. Dann unterbricht das Wiehern seines Pferdes den Bann,

die Blicke der beiden Menschen begegnen sich, das Leben nimmt seinen Fortgang. Wysling nennt diesen ausgezeichneten Moment, der an den prägnanten Augenblick bei Goethe erinnert, z. B. in «Hermann und Dorothea» («dann ist Vergangenheit beständig, die Zukunft ist voraus lebendig, der Augenblick ist Ewigkeit»), den ikonischen Moment: im Bild kommt das Leben zu sich selbst, es erfreut sich seiner und wächst über sich hinaus ins Numinose.

Damit ist Wesentliches in Kellers Gestaltungskunst getroffen. Der geschilderte Vorgang, der im ikonischen Moment gipfelt, hat sein Urbild in der Begegnung Heinrichs und Judiths in der Heidenstube. Nur ist er dort ungleich tiefer angelegt. Warum fragt Wysling nicht nach dem Mythos von Kellers eigener dichterischer Welt? Warum sieht er nicht in Judith, dieser unauslotbaren Gestalt, in der des Dichters seelisches, geistiges und reales Sein kulminierte und die in seinem Werk in vielerlei Verwandlungen, entsprechend der Verwandlung seiner eigenen Existenz, gegenwärtig bleibt bis zur letzten Figur der Marie Salander, eine eigenständige, unverwechselbare Schöpfung von mythischem Charakter?

Keller war ein unwahrscheinlicher Leser. Die Weltliteratur war ihm gegenwärtig. Fabeln und Figuren aus der antiken, der altdeutschen und der christlichen Tradition waren ihm ebenso vertraut, wie diejenigen der deutschen Klassik oder seines Landsmanns Gotthelf (Goethes Nathalie, gespiegelt in der Figur der Grossmutter, Gotthelfs Uli und Vreneli in Sali und Vrenchen). So kann Wysling überzeugend die «Virulenz» des «Fabelhaften» in Kellers Werk nachweisen, einem Werk, das seine Wurzeln nicht allein in individuellen seelischen Untergründen,

sondern in den mythischen Urgründen der Menschheit hat.

*

Kellers Glück

Goethe hat bekanntlich einmal gesagt, er sei in seinem Leben nicht länger als vier Wochen wirklich glücklich gewesen — er wurde 83 Jahre alt. Was hätte wohl Keller auf eine solche Frage geantwortet? In dem Referat von Renate Böschenstein, Universität Genf, über «Kellers Glück» konnte es nicht darum gehen, Momente des Glücks in Kellers Biographie aufzuspüren, sondern lediglich darum, sein «Denkbild Glück» zu vergegenwärtigen. Die Forschung hat den Leidensgrund nachgewiesen, aus dem Kellers Dichtung erwachsen ist. Um so überwältigender erscheint die suggestive Leuchtkraft von Szenen, in denen Glück erlebt wird. Das Glücksmotiv, aus der Aufklärung stammend, hat auch in Kellers Dichtung und über ihn hinaus bis zum Ende des Jahrhunderts einen ganz eigenen Stellenwert.

Renate Böschenstein geht von dem sonderbaren Lied aus, welches ein Schiffer dem heimgekehrten Heinrich singt, unmittelbar nachdem er am Grabe seiner Mutter gestanden hat:

«Recht im Glücke, goldnes Los,
Land und Leute machst du gross!
Glück im Rechte, fröhlich Blut,
Wer dich hat, der treibt es gut!»

Es schildert eine zeitgeschichtliche Situation, welche die Entfaltung des einzelnen ermöglicht und begünstigt hat. Sie ist vorbei:

«In der dunklen Tiefe fern
Schimmert ein gefallner Stern.
Und schon ist's wie tausend Jahr,
Dass das Recht einst meines war.»

Heinrichs eigene Situation in einer veränderten Zeit aber ist hoffnungslos:

«*Hab ich Glück, verdien ich's nicht,
Glück wie Unglück mich zerbricht.*»

Das Gedicht leuchtet tief in die Existenznot seines Verfassers hinein. Glück ist hier mit dem Recht verkettet, mit dem Ethos des Individuums im Rahmen der öffentlichen Ordnung, und als solches in der Tiefenstruktur der Seele beheimatet. Heinrich spricht sich das Recht ab. Dass das mit der Figur seines Vaters zu tun hat, deckt jenes theosophische Diagramm auf, in welchem der Knabe Heinrich dem Stern unmittelbar neben dem Auge Gottes den Namen des Vaters gibt: «*der glückseligste war mein Vater, zunächst dem Auge Gottes... und schien durch dieses all sehende Auge auf die Mutter und mich herunterzuschauen.*» In der zweiten Fassung behält Keller das Gedicht bei, schreibt es jetzt aber dem Nachlass seiner Mutter zu, zusammen mit einem Brieffragment, in welchem sie sich fragt, ob sie nicht selber am Unglück ihres Sohnes schuld sei, weil sie ihn in ihrer Unwissenheit einer festen Erziehung habe ermangeln lassen. Da wird die Rechtsfrage vom Individuum gelöst («*Nicht meine Hand, mein Herz, das brach das ihre*», hiess es in der ersten Fassung) und in einem zeitgeschichtlichen Verhängnis angelegt.

Was Keller seinem alter ego nicht zutraut, das exemplifiziert er dann an seinen Novellenfiguren immer wieder. Sie können ihr Dasein verscherzen, dürfen es aber auch erfüllen: Seldwyla, von mittelhochdeutsch saelde = Glück. «*Der Schmied seines Glücks*» gibt eine ironische Kontrafaktur des Themas. Man kann sein Glück weder machen noch schmieden. John Kabys darf froh sein, am Ende in seiner Nagelschmiede

ein bescheidenes Auskommen zu finden, und der unbelehrbare Martin Salander muss immer wieder bei nichts anfangen.

Ohne Recht gibt es kein Glück. Manchmal muss der Dichter selber Gerechtigkeit herstellen, wie in «*Die arme Baronin*», und er tut es in einem Satyrspiel von homerischem Zuschnitt.

Es gibt aber eine elementare Disposition für das Glück, so wie es in dem spontanen frohen Lachen von Jukundus und Justine zum Ausdruck kommt. Nur: das Lachen kann verloren gehen, das Glück kann verscherzt werden. Jukundus erfährt das Recht im Unglück. Es lässt ihn aber auch die Gefahr erkennen, in die er sich politisch verstrickt hat, wie Justine ihrerseits spürt, dass von der blutlosen Zeitreligion keine Kraft ausgeht. An einem Ort von höchster allegorischer Deutlichkeit finden sich die beiden wieder: in dem Haus, dessen vorderer Teil vom Ölweib, der hintere aber von den «*Geduldsüberinnen*» bewohnt ist. Auf der Schwelle zwischen diesen beiden Sphären werden sie sich ihrer Liebe erneut bewusst. Das wiedergefundene Glück erscheint aber jetzt als Zufall, denn es beruht nicht eigentlich auf einer Leistung, und die aufgeworfenen Probleme (Wirtschaft, Politik, Religion) werden nicht gelöst. Jukundus glaubt zwar an ein Weltgesetz, an Fügung und Vorsehung. Renate Böschenstein weist jedoch hier eine Leerstelle nach, welche vom Denkbild Glück nur notdürftig überdeckt wird. Am Ende der Novelle befinden wir uns, wie oft in solchen ausgezeichneten Augenblicken, im Einklang mit der Natur, diesmal — seltenes Motiv bei Keller — in einer Baumschule. Das wiedergefundene Glück legt die liebevolle Sorge um die Zukunft nahe (Sorge: ein

wichtiger Begriff, der erstaunlicherweise während des Kolloquiums kein einziges Mal genannt wurde).

Im «Fähnlein» kulminierte das Glück der Liebenden im Fest, dem Glückszustand der öffentlichen Gemeinschaft. In der Nacht, unter Sternen, im Wehen der Fahnen erfuhr es eine mythische Vertiefung. Jetzt, in der Spätzeit, ist das Glück fragil geworden, man muss ihm Sorge tragen. Aber man soll ihm auch Sorge tragen, man soll seine Glücksmöglichkeiten nutzen. Im Schluss der zweiten Fassung des «Grünen Heinrich» häufen sich die Glücksfälle. Judith kommt zurück, sie hat sich in Übersee bewährt und Vaterzüge angenommen. Doch die beiden geprüften und gereiften Menschen vermögen ihre Liebe nur noch in der Entzagung zu leben.

«Nun können wir hier auch das Glück von Gottes Tisch nehmen, was die Welt das Glück nennt, und uns zu Mann und Frau machen! Aber wir wollen jener Krone entsagen und dafür des Glücks um so sicherer bleiben, das uns jetzt, in diesem Augenblicke, besiegelt.» In Freiheit und Bindung beschränkt sich jetzt das Glück auf den intensiven Augenblick.

«aber jedes Mal, wo wir uns sahen, ob täglich oder auch nur jährlich, war es uns ein Fest».

«Zeit bringt Rosen»: dieses Glück ist auch das des Landvogts, so wie es in der abendlichen Fahrt auf dem See zum Bild wird, Ausdruck der «versöhnnten Erinnerung», aus der heraus der alternde Keller die poetischsten seiner Werke geschrieben hat, und wie er — so verraten es seine Briefe — selber dann und wann erleben durfte.

*

Nach den ins Zentrum von Kellers Leben und Werk hineinleuchtenden Ausführungen von Renate Böschenstein war man gespannt zu hören, was *Karl Pestalozzi*, Universität Basel, über ein verwandtes Thema: «*Sprachliche Glücksmomente bei Gottfried Keller*» berichten würde. Pestalozzi wagte es, sich auf Emil Staiger zu berufen, «*begreifen, was uns ergreift*», und man erlebte eine leider selten gewordene, von Spekulation freie, in ihrer Evidenz und Subtilität beeindruckende Interpretation von Kellers Sprachkunst.

Pestalozzi wählte drei nicht einmal besonders auffällige Textstellen aus, um zu untersuchen, auf welche Weise sich dem Leser das Glücksempfinden unmittelbar mitteilt. In der Szene mit Heinrich und Anna unmittelbar nach ihrer Begegnung im magischen Raum der Heidenstube geht das erotische Traumglück, das auch zu einem tiefen Erschrecken vor dem Eros geführt hat, in einen Moment glücklicher Ruhe in alltäglicher Beschäftigung über. Keller nimmt in seiner Schilderung all die Elemente, die uns aus der vorangegangenen Szene vertraut sind, wieder auf, verwandelt sie aber dem Empfinden der beiden jungen Menschen gemäss. Das Spiel der Hände wiederholt sich in harmloser Form, das geräuschvolle Mahl tritt an die Stelle des erotischen Genusses, die Küsse werden durch die Bisse abgelöst (in das trockene Brot, Symbol für die «gesunde» Beziehung, zu der die beiden zurückgefunden haben), der seelische Schauer befreit sich im Lachen. Pestalozzi zeigt auf, wie der Dichter mit den nun bereits bekannten Elementen arbeitet, wie er sie aber zu neuen Konstellationen zusammenfügt, weiter entwickelt und verwandelt. Der Parallelismus im Erle-

ben Heinrichs und Annas mündet in die Gemeinsamkeit, ins «Wir», ohne dass das thematisiert würde. Der Dichter macht es dem Leser bildlich, gestisch und lautlich zugänglich. Am unmittelbarsten ist die Wirkung des Erzährlrhythmus: die Sprache geht in einen ruhigen Fluss über, in dem Lyrisches nachklingt. So erzählt der Dichter auf mehreren Ebenen: der Fiktion, des Kommentars und der Metaphorik, schliesslich mit lyrischen Mitteln, die — Nachhall der grossen Lyrik der Goethezeit — vor allem geeignet sind, das Empfinden zu tragen.

Wysling hat in seinem Vortrag die Bedeutung des «ikonischen Moments» hervorgehoben. Auf exakt die Weise, wie Pestalozzi sie hier schildert, geht Keller vor, um derart ausgezeichnete Augenblicke zur — der Maler! — unmittelbaren Bildwirkung zu bringen und dann in jenen ruhevollen Erzählfluss zurückzukehren, in dem Pestalozzi homerische Hexameter nachklingen hört. Geradezu ein Paradigma für diese Gestaltungsweise ist der erste Auftritt der Judith.

Im zweiten von Pestalozzis Beispielen, der Schilderung von Salis und Vrenchens Weggang aus ihrem Heimatdorf (an die Fahrt von Uli und Vreneli bei Gotthelf erinnernd), ist der Leser emotional stärker engagiert, denn dem harmonischen Anfang, welcher die Liebenden im Einklang mit der morgendlichen Natur zeigt, ist nicht zu trauen. «Das liebende Paar vergass, was am Ende dieses Tages werden sollte», ruft uns der Dichter in Erinnerung und lässt die Emotionen des Paars und des Lesers zusammenfliessen.

«Jeder in der Sonntagsstille verhalende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erschütternd durch die Seele; denn die

Liebe ist eine Glocke, welche das Entlegenste und Gleichgültigste wiedertönen lässt und in eine besondere Musik verwandelt.»

Pestalozzi zeigt uns, wie Keller das «macht», aber er tut es im Wissen darum, dass da ein Punkt erreicht wird, wo das Begreifen vor der Ergriffenheit kapitulieren muss.

In den Glücksmomenten, welche die Liebenden nun erfahren, z.B. im Wirtshaus (Brot, der Wirt ist Bäcker) versetzt der Autor den Leser in die Perspektive der Wirtsleute, denen die beiden wohlwollend scheinen. Sali und Vrenchen sind im Einklang mit dem Recht, die Harmonie des Anfangs wiederholt sich hier in der Harmonie mit der Gemeinschaft.

Wie wichtig ihm dieses Motiv ist, wird in der Schilderung der Festgesellschaft im «Fähnlein» gezeigt. Auch dieser Glückszustand hat seinen Kairos. Das gemeinsame Essen zeigt die Harmonie auf, und Keller schildert zunächst auch die bunte Ansammlung verschiedenartiger Typen, bis er mit einem Mal, wie durch einen unabsichtlichen Versprecher (die «blühende Doppelreihe der Mädchen»), in den humoristisch-ironischen Ton hinüberwechselt und immer übermütiger wird, bis die Erwähnung der Armen und Kinder Ernüchterung bringt, durch die Toleranz der Festgesellschaft zwar etwas gemildert, aber nicht so, dass die Verstimmung des Lesers — und wohl auch des Autors — ganz beschwichtigt wäre. Kellers hochdifferenziertes, in sich nicht völlig konsonantes Bild der heimatlichen Gemeinschaft wird so unmittelbar auf den Leser übertragen, Beispiel für eine Sprachkunst, deren Geheimnis sich nicht vollständig wird lüften lassen.

Gefährlich mit Worten und mit Fäusten

Eine überraschende und in der Literatur in dieser Weise noch nie nachgewiesene Dimension von Kellers Schaffen erschloss *Peter von Matt*, Universität Zürich, in seinem meisterhaften Referat mit dem zunächst befremdlichen Titel: «*Gottfried Keller und der brachiale Zweikampf*». Ausgehend von den bekannten Episoden, die man bisher lediglich als kuriose Randerscheinungen zur Kenntnis genommen hat: die — auch in einer Zeichnung festgehaltene — Prügelei vor dem Café Littéraire, der Ausbruch von Jähzorn, gelegentlich sogar in vornehmer Gesellschaft, wo er einmal japanische Teetässchen, ein andermal mit seinem Knotenstock eine Reihe Zylinder zertrümmerte. Als Ausdruck entwicklungsbedingter Rauflust, Kompensation für einen Mangel an Sinnerfüllung, so wie es von Pankraz erzählt wird, welcher «*mit einer tüchtigen Baumwurzel oder einem Besenstiel in der Hand durch Feld und Wald streicht, um zu sehen, wie er irgendwo ein tüchtiges Unrecht auftreiben und erleiden kann, um dann seinen Widersacher unverweilt aufs jämmerlichste durchzuprügeln*höherem Verknotungsgrad» handeln. In einem Brief an Lina Duncker gibt der Dichter selber Aufschluss über die Hintergründe solcher Ausbrüche:

«*Bei dieser Gelegenheit muss ich Ihnen gestehen, dass jenes blaue Auge, mit welchem ich einst bei Ihnen erschien, obgleich ich es abgeleugnet, dennoch von Prügeln herührte. Ich hatte nämlich nicht nur den Schlivian*

geprügelt (ein Zeitungsjournalist), sondern in der folgenden Nacht wieder einen, wegen dessen ich verklagt und von der Polizei um fünf Taler gebüsst wurde. In der dritten Nacht zog ich wieder aus, fand aber endlich meinen Meister in einem Hausknecht, der mich mit dem Hausschlüssel bediente, worauf ich endlich in mich ging. Es war eine Donnerstags-, Freitags- und Sonnabendnacht, wo ich so mit gebrochenem Herzen mich umtrieb und andern Leuten mir zur Erleichterung an den Köpfen kratzte» (undat. 1857/58). Handgreiflichkeit aus Trübsal und Verzweiflung, aber auch als Ersatz für erotische Liebeserfüllung. Es war die Zeit, in der Keller den «*Grünen Heinrich*» und den ersten Band der «*Leute von Seldwyla*» schrieb. Kein Wunder, dass die Seelennot darin vielfältig zur Darstellung kommt. Zum Beispiel in jener Szene der Dortchen-Episode (Kap. Das eiserne Bild), wo Heinrich im Feld auf einem verlassenen Pfluge sitzt und sich von einem daherkommenden, «*grinsenden Feldlümmel*» provoziert sieht. Er prügelt dem Burschen, von dessen Schulter ein Selterskrüglein «*so stillvergnügt und unverschämt*» baumelt, sein ganzes Weh auf den Rücken und zerstößt dabei den Krug. Der verlassene Pflug, das Krüglein: Bilder für die Sexualität. Die Beschreibung verbirgt hier in Metaphern die Lebensnot.

Eine Schicht tiefer noch lotet die Schilderung von Heinrichs Kampf mit seinem Widersacher Meierlein, jener seinem eigenen vertrauensvollen Wesen entgegengesetzten Verkörperung des eigensüchtigen, rechnenden Philistergeistes. Muschg hat die existentielle Auseinandersetzung Kellers mit diesem seinem «*Dämon*» einleuchtend beschrieben. Der Kampf, von dem nun die Rede ist, spielt sich am Rande des

Kadettenfestes ab, in einer geradezu mythischen Felsenszenerie.

«Sogleich waren wir ineinander verschlungen, und nun rangen wir eine volle Viertelstunde miteinander, stumm und erbittert, mit abwechselndem Glück (...) ich wäre zehnmal unterlegen, wenn mich nicht eine stille Wut beseelt hätte, dass ich aushielt. Mit tödlicher Ruhe klammerte ich mich an ihn, schlug ihm gelegentlich die Faust ins Gesicht, Tränen in den Augen und empfand dabei ein wildes Weh, welches ich sicher bin niemals tiefer zu empfinden, ich mag noch so alt werden und das Schlimmste erleben.» Da ist der Punkt erreicht, wo es um Leben und Tod geht. Von Matt zeigt die mythische Konfiguration dieses «ewigen» Kampfes auf, er gleicht dem der Verworfenen in Dantes Inferno. Wie tief diese Vorstellung wurzelt, zeigt die Wiederholung in den «Heimatträumen» und in dem Gedicht «Im Traum sah ich den schlimmen Jugendfeind...», wo die beiden sich als Männer, resp. als Greise wieder begegnen und in denselben erbitterten Kampf verstricken. Und — dem Dichter ganz bewusst — das traumatische Erlebnis endet jetzt mit der Entzaubering der Welt:

*«Da bin in Schweiß und Tränen ich erwacht
Und sah die Sonne kalt am Himmel prangen.»*

Offensichtlich wird in diesem traumatischen Erleben etwas aufgedeckt, das Keller nur noch im Paradoxon des «puer senex», in Hadessituationen darzustellen vermag, so etwa im Ringen der beiden Väter Manz und Marti auf dem Steg über dem Fluss in «Romeo und Julia auf dem Dorfe», oder im schauerlichen Satyrspiel der Kamma-

cher, die sich am Ende ihres Wettkaufs in einen verzweifelten Kampf verwickeln, zum Vergnügen der «Damenwelt», welche «alle Fenster besetzt hält» und «ihr silbernes Lachen in die unten tobende Brandung» wirft; «seit langem war man nicht mehr so fröhlich gestimmt gewesen in dieser Stadt». Homerisches oder satanisches Gelächter: es tönt dem Dichter in den Ohren, wenn er mit sich und seinem Werk ringt.

Von Matt sieht in Gottfried Keller Verhaltensweisen aufbrechen, welche die Zivilisation längst überwunden zu haben behauptet: die Brachialität ist in der Gesellschaft verboten, die Sexualität ist sublimiert. In Kellers Dichtung aber sind Verhaltensformen unvergleichbarer geschichtlicher Entwicklungsstufen gleichzeitig anwesend. Die Paradoxie deckt nur seine eigene Seinsverfassung auf: Er kämpft für den Fortschritt, ist aber einem elementaren Gottesverhältnis verhaftet; er stellt in seiner Dichtung die gegenwärtige Welt in realistischer Weise dar, nährt sich aber aus den Quellen der vergangenen Romantik; die patrizische Gesellschaftsform ist ihm zuwider, er setzt ihr aber in seinem «Landvogt» ein verklärendes Denkmal. Keller ist janusköpfig in Jahrhundertprozesse verflochten. Er sieht sich als Kind seiner Zeit von einem mythischen Weltverständnis bewohnt: eine Seinsstruktur, die seinem Werk eine «rasende Spannung» verleiht und ihn «mit Worten und mit Fäusten» gefährlich macht.

Die Ausführungen Peter von Matts erscheinen dem Berichterstatter wie der Schlüssel zum tiefsten Geheimnis von Kellers widersprüchlicher Existenz und seiner unwahrscheinlich vielschichtigen Dichtung von höchster und

vertrackter Sprachkunst. Eine Paradoxie wird da spürbar, die möglicherweise in unser aller Leben angelegt ist.

*

Hans Wysling kommt das Verdienst zu, das einzigartige Erlebnis dieses Kolloquiums möglich gemacht zu haben. Im Nachvollzug dieser zehn Vorträge

erscheint Kellers Werk reicher und gültiger, aber auch hintergründiger als je.

*«Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen»,*

hat Goethe geschrieben. Aber *«uns ist wonnereich»*, in den *«Euphrat»* von Kellers Dichtung zu greifen, denn wo man das auch tut, man hat das volle Menschenleben in der Hand.

Albert Hauser

ZUG. Einer für alles.

Ihr Partner
für Küche und Waschraum.

 **ZUG AG**, Postfach, 6301 Zug, Tel. 042 33 99 33

